

Synchronische und diachronische Methode für Grammatiken älterer Sprachsysteme

Von Gerhard Cordes

Vor kurzem sprach ein germanistischer Kollege von dem Plan, anstelle einer „frühmittelhochdeutschen“ Grammatik eine Grammatik der Vorauer Handschrift zu schreiben. Es ist in diesem Zusammenhange unerheblich, welches System dieser Grammatik zugrunde liegen sollte. Auf jeden Fall liegt diesem Plan der Gedanke einer synchronischen Grammatik zugrunde, die als repräsentativ für eine ältere Zeitstufe gilt, also eine echte Grammatik auch im Sinne de Saussures, an die eine diachronische Untersuchung angeschlossen werden könnte. Eine andere Frage bleibt allerdings, ob die Vorauer Handschrift das geeignete Objekt für eine solche Grammatik ist. Auch ungeachtet der Verfasserfrage der kleineren Denkmäler zeigt sie eine sehr heterogene Zusammensetzung, mit Sicherheit sind zwei große Teile nichtösterreichischen Dichtern zuzuschreiben: die Kaiserchronik und das Alexanderlied. Untersuchungen wie die hier beabsichtigte, jedenfalls auf phonologischem Sektor, sind etwa für mittellengl. Handschriften durch A. McIntosh und besonders J.C. McLaughlin bereits vorgelegt worden, doch hat W. Fleischer (1966) auf das Problem der Verfasserschaft der in den Handschriften vereinigten Dichtungen hingewiesen. Aus diesem Grunde hatte auch schon P. Valentin (1962) seine Phonemsysteme getrennt aus den drei bedeutendsten „fränkischen“ Denkmälern der ahd. Zeit und Notkers Werken gewonnen, und erst der Vergleich der Systeme von Isidor, Tatian und Otfrid zeigte die nahe Verwandtschaft.

Noch stärker mußte dieses Problem für die Neubearbeitung des „Altsächsischen Elementarbuches“ von F. Holthausen durchdacht werden. Die Überlieferung des Altniederdeutschen setzt in der 2. Hälfte des 9. Jahr-

hundreds mit der Heliand-Handschrift M und den Bruchstücken ein, als ihre letzten Zeugen werden die Namen der spätesten „Totenbücher“ um die Wende zum 13. Jahrhundert angesehen, als letzte zusammenhängende Texte dürfen die Heberollen von Freckenhorst aus den Jahrzehnten um 1100 gelten. Das ist ein Zeitraum von 250 – 350 Jahren, auch wenn man von dem sehr differenzierten Charakter der Quellen zunächst ganz absehen wollte. Eine ganze Reihe von Wandlungen schon innerhalb des Lautsystems muß in diesen Zeitraum gelegt werden. Dabei kann man von der Darstellung des Umlauts $a > e$ zunächst absehen, da die Variante $a \sim e$ bekanntlich auch ohne Umlaut-Faktor erscheint (*dage* \sim *dege*, *glasa gles*, *rastu* \sim *restu*, *staph* \sim *steph* usw.), da auch die i-Indikation in Belegen wie *fardio* M, *giwadi* M C Gen, *gasti* BS noch gegeben ist und erst etwa bei *gewede* PW (Ende 10. Jh.) zur Darstellung des neuen Phonems zwingt. Aber dem Adj. *bald* des Hel. stehen seit der 2. Hälfte des 12. Jahrhunderts PN mit *Bolde*-, *Bolt*- gegenüber, schon in der 1. erscheint der erste Beleg *Wolthardus* (gegen *giwald* Hel. usw.), anstelle des im Hel. häufigen *ald* steht schon in St (Wende 10./11. Jh.) *old*. Für eine kennzeichnende nd. Entwicklung tritt am Ende des Zeitraums (LünTb) *Segebandus* auf (vorher etwa *sigidrohtin* Hel., auch PN *Sigi*-, meist schon im 10. Jh. $>$ *Si*-kontrahiert). Wandlungen des nd. Konsonantismus sind in *fahs* M C, *sahse* Pe (noch Wende 10./11. Jh., auch PN *Sahs*-), *lohs* St, *wahstinsigon* W H, aber *fahfalo* Tr (Anfang 11. Jh.), *Sassin*, *Sasso* LünTb, *los* VO (11. Jh.), *wastinse* W H dargestellt, weiter in *wihida* M C, *wieda* Be (Wende zum 11. Jh.) doch macht sich der Ausfall des intervokalischen *hl* schon im 9. und beginnenden 10. Jh. bemerkbar (M, EH). Gegenüber *thurftig* M erscheinen im 10. Jh. *thturhtig* C, *nodthurti* BS, EE mit Metathese *thruhtigeno* P W als Übergang zu mnd. *dröchtich*, auch *hafton* Hel. erhält Nachfolge in *hahtan* EE und eindeutigen mnd. *lhachtl*-Formen. Parallel zur spätmhd. Entwicklung zeigt sich schon früh die Neutralisation $mb > mm$ in den fast gleichzeitigen *gikēmbid* PW und *gikemmit* Pe.

Das sind meist phonetische Veränderungen, die zunächst das Lautsystem nicht berühren, abgesehen von der Verstärkung des Bestandes mit einigen Langvokalen durch den Ausfall des intervokalischen *hl*: *slān*, *sēn*, *jēn*, *teyn* usw. Andererseits deutet jedoch die Wandlung *sigi* \rightarrow *sege* einen phonologischen Vorgang an, der einen erheblichen Umbau des nd. Vokalsystems zur Folge hatte, und auf den noch zurückzukommen sein wird. Jedenfalls wird es sich doch empfehlen, eine synchronische Darstellung

des Lautsystems zugrunde zu legen und dabei auf ein Corpus des 9. Jh. zurückzugreifen.

Für diese Aufgabe liegt bekanntlich bereits eine größere Anzahl anregender Vorarbeiten für Ahd. und Mhd. vor. Eine völlig erneuerte Grammatik wird für beide Stufen augenblicklich noch nicht möglich sein, und so muß sich auch Mitzka in den Neuauflagen von Braunes Ahd. Gramm. auf den zusätzlichen § 8a beschränken. Zunächst für das Mhd. sei der frühe Aufsatz von Fourquet über die kurzen *e* (1952) herausgegriffen, ohne daß damit die ganze Umlauts-Frage aufgerollt werden kann. Für Fourquet wie für die durch ihn angeregten amerikanischen Germanisten war es selbstverständlich, daß die Verhältnisse des „klassischen“ Mhd. zugrunde gelegt wurden, und man wird dieses Recht auch heute einer phonologischen Forschung nicht bestreiten wollen. Deshalb haben sich auch für die morphologische Untersuchung des Mhd. H. Stopp und H. Moser wiederum auf „die ingeniose Erfindung Lachmanns, das normalisierte Mhd.“ gestützt; nicht anders Moulton (1961), der aber für das Lautsystem den „Vorbehalt“ weiterer mhd. Strukturen anmeldet und einen sehr berechtigten Hinweis auf die bedeutsamen Reimuntersuchungen von K. Zwierzina (und K. Kraus) einfügt.

Von einem Grundproblem struktureller Untersuchung der älteren Systeme war bisher noch nicht die Rede, und es ist auch relativ spät in die Debatte gekommen: da die Verwendung der Reime als Quellenmaterial doch nur sehr begrenzt möglich und außerdem durch eine ganze Reihe von inponderablen Faktoren eingeschränkt ist, ist auch die phonologische Forschung auf Überlieferung durch die Schrift angewiesen. Das ist anfangs beiseite gelassen worden, so liest man doch bei Valentin von einem „Phonem /zss/“ im Isidor, obwohl ihm „das Verhältnis von Graphie, Lautwert und Phonemen“ durchaus geläufig ist (wie auch Fourquet in der Vorbemerkung versichert) und in verschiedenen Tabellen gezeigt wird – eine klare Scheidung von Phonem und Graphem, ein Bild des graphemischen Systems ist hier noch nicht gegeben. Diesen methodischen Fortschritt verdanken wir vor allem den Arbeiten von H. Penzl für das Althochdeutsche.

Als Beispiel möge die Untersuchung des ahd. *fl* mit grundsätzlichen Bemerkungen über „die Methoden der Lautbestimmung“ (1964) dienen. Hier sind die Begriffe Graphem, Phonem und Laut klar unterschieden, wenn auch die Bezeichnungen „Anlaut“ usw. noch beibehalten wurden. Allerdings behandelt Penzl das gesamte ahd. Inventar synchronisch und

behält nur die wichtigsten dialektalen Varianten bei. Aber die Opposition zweier l -Phoneme tritt eindeutig heraus. Wichtig für unsern Zusammenhang ist, daß jeweils neben das Graph f Varianten treten, die sich ausschließen: f - ff (*tiufi-tiuffi*) für das eine, f - u , v , dialektal (mfrk.) auch b für das zweite (*grafo-gravo-grabo*). Relevant sind diese Varianten nur medial, weil initial zunächst $\langle f \rangle$ überhaupt dominiert und die späteren Varianten v (im Gegensatz zum Niederländischen) entweder auf rein graphischer Position oder gelegentlich auf zufälliger Entscheidung beruhen; im Auslaut ist die Opposition im allgemeinen neutralisiert. Zur Bestimmung des absoluten Lautwertes zieht Penzl in steter Verbindung von struktureller und diachronischer Methode das Verhältnis in den rezenten Mundarten, Angaben der Grammatiker, das schriftsprachliche System usw. heran. Als Konstituenten sind insbesondere die Opposition Fortis \neq Lenis und die Artikulationsstelle aktuell, während der spirantische Charakter normalerweise durchweg erhalten ist. Eine sichere Entscheidung der Opposition $l|_v \neq l|_{ff}$ = labiodental \neq bilabial gelingt nicht. Sie hat aber gewisse Wahrscheinlichkeit auch wegen der vergleichsweise gewonnenen Parallele altnd. $l| \neq l|_p$, und der von Penzl befürwortete späthd. Wandel bilabial $>$ labiodental von $l|_{ff}$, übrigens dialektal bekanntlich sehr differenziert, bleibt möglich. Die Stärke-Opposition dürfte dagegen gesichert sein. Für diese spricht auch die Aufhebung der Opposition $l|_v \neq l|_b$ im Altnd. und Mfrk. (*grave-greve* „comes“ = *grave* „fossa“), der schon die Hel-Überlieferung durch Schreibungen wie *hobos-hōbos* = *hobid-hōbid* gerecht zu werden sucht. Besondere Aufmerksamkeit erfordert gerade im Altnd. die Stellung der $/\bar{e}/$ und $/o/$ im Vokalsystem. Das von Moulton gegebene vierstufige System der Langvokale hat seine Berechtigung. Von vornherein bestand jedoch eine große Schwierigkeit für die Bezeichnung, weil das lat.-fränk. Alphabet normalerweise nur je ein Zeichen für e und o bot. Als Ausweg übernahm man jedoch nicht (oder jedenfalls nicht der Norm nach) die ahd. Digraphen $\langle ei \rangle$ bzw. $\langle ou \rangle$, sondern umgekehrt $\langle ie \rangle$ bzw. $\langle uo \rangle$, während sich die Möglichkeit von ae oder ϵ bzw. δ nicht durchsetzte. Das Ergebnis war das bekannte Dilemma in der phonetischen Interpretation der Zeichen, das zeitweilig mit der Heimatfrage verknüpft wurde. Erik Rooth hat sich energisch für Übernahme aus fränk. Orthographie, analog zum doppelten Graphem $\langle io \rangle$, eingesetzt, lehnte deshalb (nicht ganz konsequent) jede Interpretation als $/ie/$ (oder $/ia/$) bzw. $/uo/$ (oder $/ua/$) ab. Aufgrund neuer Durchsicht aller längeren Texte schienen sich

mir (1956) wenigstens für die Darstellung der Hinterzungenvokale zwei Möglichkeiten zu ergeben, die in zwei Schriftsystemen bestanden: entweder wurde die Opposition durch Grapheme $\langle o \rangle \neq \langle o \rangle_{uo}$ oder (unter Inanspruchnahme eines weiteren, allerdings bereits besetzten Zeichens) durch $\langle o \rangle_a \neq \langle o \rangle$ repräsentiert. Sieht man von der Ungleichheit der Überlieferung ab, so scheinen sich die Varianten jeweils auszuschließen; das erste System (o-System) war sicherlich das der Hel-Sprache, es stimmt durchaus mit dem der Fragmente überein, das zweite (a-System) offenbar das von M, allerdings stark von der Vorlage überdeckt. Als Konstituente war wegen der a-Variante ein verschiedener Engegrad anzunehmen, während über eine Opposition Monophthong \neq Diphthong nichts ausgesagt werden konnte. Trotzdem wurde mir von Rooth später vorgeworfen, ich hätte „bezweckt, auf dem Wege der Phonologie die Aussprache *uo* beim Helianddichter einzuschmuggeln“ (Phonologie war also noch 1957 als Vorwurf möglich). Das war ein offenkundiges Mißverständnis. Die Diskussion ist seitdem jedoch wieder eingeschlafen. Doch dürfte gerade die Wahl des Corpus für die synchronische Untersuchung des Altnd. von der Verwendung des o- oder a-Systems abhängen. Methodologisch wäre zu fragen, ob sich bei der Verteilung der ahd. /f/-Variante ein analoges Bild ergäbe, indem die graphematische Opposition $\langle t \rangle_{ff} \neq \langle t \rangle$ und $\langle t \rangle \neq \langle t \rangle$, einander ausschließen. Das scheint im allgemeinen nicht der Fall zu sein, weil für die Verteilung von *f* und *ff* die Quantität des Wz-Vokals eine große Rolle spielt; doch wäre es für einzelne Denkmäler oder Schreiber zu untersuchen.

Die Darstellung der langen Vordervokale geht nun aber im Altnd. mit der o-Verteilung keineswegs genau parallel. Ohne Zweifel hat das neue Phonem \overline{e} nicht den gesamten Bestand an Wz. mit früherem Diphthongen /ai/ erfaßt, auch außerhalb der Position vor /i/. Über die Gründe (Folgekonsonant, Umlauterscheinungen?) besteht noch keine völlige Klarheit. Das altnd. doppelte Graphem $\langle ei \rangle$ kann bei der großen Zahl, vor allem in Eigennamen, aber auch M, EE usw., nicht einfach aus hd. Orthographie erklärt werden. Die *a-* und *ae-*Schreibungen sind so unregelmäßig, daß man aus ihnen kein System erschließen kann, sie fehlen auch gerade in M, wo man sie zuerst erwarten sollte. Aus dem altnd. Schriftsystem ist die Engen-Opposition der beiden \overline{e} jedenfalls nicht mit gleicher Sicherheit zu erweisen. Man hat hier mit zwei Fakten zu rechnen, die sich auch phonologisch auswirken mußten:

1) Die durch das umstrittene „ \bar{e}_2 “ ausgelöste „*chafne de propulsion*“ und überhaupt dessen Stellung im System (darauf wird noch zurückzukommen sein),

2) der Zusammenfall der Phoneme $\bar{e}/ > /ia/$ und $/eu/ > /io/$ in späthd. $/ie/$, der speziell im Nd. jedoch zu $/e/$ führte.

Die phonematische Opposition bestand mnd. also nicht mehr in $\bar{e}/ \neq /e/$, wenn sie überhaupt altnd. in dieser Form richtig dargestellt ist, sondern in $/E/ \neq /ei/$, die Verteilung des Bestandes wurde neu und dialektal sehr unterschiedlich organisiert.

An einem besonders glücklich gelagerten Corpus kann das zunächst erläutert werden. Es handelt sich um die mnd. Übersetzung eines Copiars von lat. Urkunden aus einem Goslarer Kloster, die in den ersten Jahren des 15. Jh. angefertigt wurde und von einem Schreiber geschrieben ist. Die Vorlagetexte sind natürlich sehr heterogen, was sich syntaktisch und semantisch auswirken mußte, doch bietet der Schreiber ein erstaunlich geschlossenes Schriftsystem, das sich mit bestimmten Einzelheiten schon dem allgemeinen „hansischen“ anpaßt, aber gerade in der Vokaldarstellung relativ konsequent durchgeführt ist. Es kommen in größerer Zahl die ungleichlinigen Digraphe \mathfrak{b} und \mathfrak{d} vor, die sich durch Minimalpaare einwandfrei als Grapheme festlegen lassen; untereinander sind sie ebenfalls etwa durch $h\mathfrak{b}ve$ ‚curias‘ $\neq h\mathfrak{d}ve$ ‚mansus‘ als distinktiv nachzuweisen. \mathfrak{b} ist Umlautsbezeichnung und für uns ohne Belang. Der Bestand von \mathfrak{d} (natürlich wie auch $\mathfrak{d} \sim o$ variierend) deckt dagegen sich weitgehend mit dem altnd. durch $\langle o \rangle_{uo}$ bezeichneten, z. B. $fo\mathfrak{t}$ - M $\sim fu\mathfrak{o}$ - C = $v\mathfrak{o}\mathfrak{t}$, $gi\mathfrak{n}og$ M $\sim gi\mathfrak{nu}og$ C = $ge\mathfrak{n}\mathfrak{o}gen$, $ru\mathfrak{o}keat$ M $\sim ru\mathfrak{o}keat$ C = $r\mathfrak{o}keden$, während in den altnd. $\langle o \rangle_a$ -Fällen (z. B. $ko\mathfrak{p}e$ M C $\sim -ka\mathfrak{p}a$ Fr = $ko\mathfrak{p}e$, $h\mathfrak{o}vid$ $\sim h\mathfrak{a}vid$ - Pe = $h\mathfrak{o}vet$ -) niemals \mathfrak{d} erscheint.

Das System der $\bar{e}/$ -Darstellung zeigt auf den ersten Blick ein völlig anderes Bild. Ein analoges \bar{e} kennt der Schreiber nicht, \mathfrak{e} wird nur für einige Sonderfälle am Rande verwendet ($\mathfrak{i}\mathfrak{r}$ -, $\mathfrak{t}\mathfrak{i}gen$, $\mathfrak{vr}\mathfrak{y}$), es würde auch \mathfrak{u} entsprechen, das aber ohne Relevanz durchaus mit $\langle u \rangle$ variiert. Dagegen verwendet er als Varianten von e selten ee , häufig die gleichlinigen Digraphe ei und ey , ee ist ein Wz-bedingtes, stets mit e variierendes Digraph, beschränkt auf einige zu Eingang erwähnte Fälle $\bar{e}/$ nach Ausfall von intervokalischem $/h/$ ($seen$, $scheen$, $teen$, $vleen$, $leen$), variiert außerdem mit ei nur in $deil$, einige weitere Wz-Vokale werden variierend $e \sim ei$ dargestellt: $/r\bar{e}d/$, $/sch\bar{e}d/$, $/eg/$; in allen Fällen kann nur ein Graphem $\langle e \rangle$ erschlossen werden, das aber $\neq \langle e \rangle_a$ (Um-

laut) steht (Minimalpaar *schedeliken* ≠ *scheideliken*). Diese letzteren Wz erscheinen auch in der altnd. Überlieferung durchweg mit Graphem ⟨e⟩, das sich, so weit die Varianten ⟨é⟩ es zulassen, als Zeichen für /ē/ erkennen läßt; Varianten *ei* kommen hier altnd. nicht vor (nur *oeschiad* ‚exigunt‘ Me; *skiethunga* ‚scismata‘ PW dagegen Zeichen für /k/). Weit größer ist die Zahl der Wz. bei denen nur *ey* oder Varianten *ey* ~ *ei* den Vokal bezeichnen. So weit sie altnd. belegt sind, gibt es auch hier nur seltene Varianten des Graphems ⟨e⟩: ⟨sten, kleno, gimenon, nen, en⟩ durchaus, nur *ginaegde* PL, *beidero* M, *bithion* C (2), *gaestas* C, *halag* C, *halagon* M, *haelago* C, *hilegon* AwT, häufige PN mit *Heil-* treffen mit den ⟨ey⟩-Wz des Copiars zusammen (/neyg, beyd, geist, heyl/). Trotzdem stellen oppositionelle Paare wie *togeneyget* ≠ *negede* ‚nonus‘, *beyde* ≠ *bede* ‚oratio‘ und vor allem *ey* in *geyt*, *steyt*, *teyn*, *seyen*, *meyen*, *-leye*, *entwey* und den Lw *keyser* (Hel *kesur*), *meister* (Hel *mester*), *leyen* ein Graphem ⟨ey⟩ fest. Daß andererseits *heten*, *geheten*, *wetes* ‚tricitī‘, *klede*, *getekenet* nicht in dieser Reihe erscheinen, zeigt den Umbau des Systems mit der notwendigen Deutlichkeit.

Diese graphematischen Oppositionen ⟨e⟩ ≠ ⟨ey⟩ und ⟨o⟩ ≠ ⟨ø⟩ lassen die Annahme diphthongischer Phoneme /ei/ bzw. /ou/ zu, wenn man bedenkt, daß die rezenten Mundarten des ostfälischen Bereiches in der Tat durch die Ausbildung von Diphthongen die phonematische Trennung der /ē/- und /ō/-Phoneme erhalten haben. Allerdings zeigt sich auch hier deutlich, daß die Entwicklung nicht parallel gelaufen ist. Bei /o/ (= „mnd. \bar{o}_1 und \bar{o}_2 “) ist das Bild klar, und unser ⟨ø⟩ darf als Vorstufe des heutigen ostfäl. /au/ (/taut/, /ənaux/) anerkannt werden. Im Gegensatz dazu sind die als „mnd. \bar{e}_4 “ bezeichneten ursprünglichen /e/ und /io/ nicht durch ⟨ey⟩ erfaßt, sondern im Gegenteil dem Graphem ⟨e⟩ zugeteilt (*medean* M ~ *miedon* C = *vormeden*, *biodan* M C = *beden* ‚exhibere‘ usw.). Daß nur ein Teil der auf ursprüngliches /ai/ zurückgeführten /ē/ das diphthongische Phonem zeigt, entspricht also dem ungeklärten altnd. System durchaus. Auch im nordnd. Bereich, wo die /ē/ (ebenso wie die /ō/) zusammengefallen sind, bleibt ein Teil der Belege oppositionell, so daß die mnd. Grammatik „ \bar{e}_2 und \bar{e}_3 “ als Wz-bedingte Varianten getrennt hat; welche dieser Gruppen mit den \bar{e}_4 -Wz zusammenfallen, ist dialektal sehr unterschiedlich.

Das Schriftsystem unseres Copiars läßt schließlich schon deutlich die erhebliche Erweiterung des /E/-Inventars durch zwei neue Phoneme erkennen:

1) das Umlauts-/ē/, teilweise noch durch *a*-Varianten dargestellt, und
2) das gedehnte /ē/ (</e/, /i/ und Umlauts-/e/) in „offener“ Wz-Silbe, von dem die erhaltene Kürze durch Verdoppelung des folgenden C im allg. schon klar erkennbar abgehoben wird.

Ersteres ist mnd. nicht als Phonem erhalten (die Bezeichnung „ē₁“ der Grammatik ist rein historisch), sondern fällt wiederum in dialektaler Differenzierung mit einem der übrigen /ē/ oder jüngeren /ai/ zusammen.

Das „tonlange“ /ē/ führt zu einer neuen Phonemisierung im Nordnd., wo jetzt eine eindeutige Opposition besteht, die entweder als /ē/ ≠ /ē/ oder als /ei/ ≠ /ē/ realisiert ist (beden ≠ bēden), beide in Opposition ≠ /ai/ < „ē₃“ + ursprünglichem /aii/.

Die Besetzung des /ai/ ist hier also stärker als die des /au/, dem lediglich die ursprünglichen /auu/-Belege zugeteilt sind. Sehr stark mußte dagegen die Besetzung des zum /ō/ opponierenden neuen /ō/ ausfallen, da in letzterem das „tonlange“ /ō/ mit dem altnd. /ā/ und dem „tonlangen“ /ā/ zusammengefallen ist; die nordnd. Mundarten weisen deshalb hier nur die Oppositionen /ō/ ≠ /ō/ (oder /ou/ ≠ /ō/) ≠ /au/ (mit schwacher Besetzung) auf, während /ā/ überhaupt nur noch positionell vor Liquida + nichtdentalem Konsonant möglich ist: /bōm, fōt; kōm, wōter, lōtn; hauen; hālf, ārm/. Ich erwähne das, weil das Goslarer Copiar im Gegensatz zu zeitgenössischen Quellen aus dem Norden wieder deutlich das System des ostfälischen Mundartenbereiches zeigt, in dem die Opposition /ō/ ≠ „tonlanges“ /ō/ aufgehoben, aber die ≠ jungen /au/ und /ō/ < /ā/ bewahrt ist: (kope, komen), aber (vōt) und (watter, laten).

Als Ergebnis dieser etwas eingehenden Betrachtung dürfen wir festhalten, daß es nicht ratsam ist, für die grammatische Darstellung von einem erschlossenen älteren System auszugehen, sondern zunächst einen geeigneten, möglichst einer frühen Zeitstufe angehörenden Text synchronisch zu beschreiben. Als Endpunkt zu vergleichen wäre dann ein geschlossener Text (oder wären auch mehrere) aus einer Periode, in der die Auswahl aus einer größeren Zahl möglich ist, auch wenn sie nicht mehr dem zu behandelnden Zeitraum angehört. Das Goslarer Corpus würde z. B. die Entwicklung /ald/ > /old/, /hs/ > /ss/, /mb/ > /mm/, Ausfall des intervokalischen /h/, /i/ > /ē/ in „offener“ Silbe bestätigen, aber bei /ft/ > /cht/ (*kraft* ~ *kracht*, *bedörfte*) zu neuer Überprüfung der altnd. Belege zwingen.

Ich habe die phonologischen Fragen an erster Stelle ausführlicher behandelt, weil sich die Forschung zuerst und vor allem mit diesen beschäftigt hat, nicht weil ich glaubte, daß die Grammatik einer älteren Sprachstufe die „Lautlehre“ noch an die erste Stelle zu setzen hätte. Wenn man die „première articulation“ als solche und damit die „Aussage“ als „kleinste Einheit“ anerkennt, wird man künftig mit der Syntax einsetzen müssen. Aber das ist im Augenblick praktisch nicht durchführbar. Wir haben für die ältesten deutschen Sprachstufen noch keine Vorarbeiten, und es ist auch fraglich, ob man mit den schwierigen und umstrittenen Problemen der neueren Syntax ein „Elementarbuch“ belasten darf. Es empfiehlt sich daher zunächst noch, von den Einheiten auszugehen, die von der ältesten Überlieferung ab entweder als Glosseme oder bei fortlaufenden Texten in den weitaus meisten Fällen als durch Spatien graphisch klar abgeteilte Gruppen erkennbar sind, also grob gesprochen den „Wörtern“. Am besten geht demnach eine Übersicht über die belegten „Wurzeln“ voraus, die zugleich die Abgrenzung zwischen semantischer und morphematischer Fragestellung erläutern könnte. Hier müßten die „wortbildenden“ Elemente ihren Platz finden, womit dann auch die Klassifizierung der Wortarten verbunden würde, ferner die Beziehungen zwischen Adverbien, Präpositionen und Präfixen sowie die der subordinierenden Konjunktionen zu den übrigen Klassen. Es müßte wohl auch der Ablaut in diesem Abschnitt seine Stelle finden. Der ganze Abschnitt „Wortlehre“ hat im speziellen Falle von der Sprache der Hel-Überlieferung auszugehen, für die diachronische Behandlung wären allerdings noch Untersuchungen erforderlich.

Ein zweiter Abschnitt soll den reinen „morphologischen“ Strukturen gelten (wobei allerdings der Einbau der „morphematischen“ Ebene ohne Syntax noch eine ungelöste Frage darstellt!). Im Anschluß an die Forschungslage möchte ich auf zwei Abschnitte noch kurz eingehen: die Substantivdeklinaton und die Anordnung der ablautenden Verben.

Für das Mhd. haben H. Stopp und H. Moser im Anschluß an G. Bech eine ansprechende Gliederung der Substantiv-Deklination vorgelegt. Sie konnten für das „normalisierte Mhd.“ nachweisen, daß bei allen Stamm- ausgängen auf einfachen Sonanten (Langvokal, unbetontes /e/, einfache Liquide und Nasale, außer nach langen einsilbigen Stämmen) als Flexiv \emptyset angesetzt werden kann, während in den übrigen Fällen ein /e/ obligatorisch ist (*spers* aber *tages*, *zaln* aber *ziten*, *atems* aber *stammes*). Das wichtigste Ergebnis für unsern Fall ist, daß „bei den schwachen Substan-

tiven . . . das auslautende *-e* des NSg nicht als Endung im Sinn von Flexionsendung zu bezeichnen“ sei, was ebenso für den Ausgang der ursprünglichen „/i/-Stämme“ und der starken Feminina gilt. Das wird mit Recht als entscheidender Unterschied gegenüber den älteren Stufen hervorgehoben: „die morphologische Grenze hat sich verlagert“. Gerade im Altnd. ist nicht nur mit einer Reihe von vokalischen Phonemen als Vorstufen des „Flexivs“ zu rechnen, sondern auch mit reicher Erhaltung der /i/- und /u/-Infixe. Die phonematische Opposition /a/ ≠ /u/ im Sg des starken Fem (/NAG/ ≠ /D/) ist z. B. noch morphematisch distinktiv (wie ahd. *geba* ≠ *gebu*), ferner /es/ = /GSg/ ≠ /os/ = /NPlM/ und mehrere Beispiele in der /n/-Deklination. Die Diskretheit solcher Phoneme hat H. K. J. Cowan in seiner „Esquisse d'une grammaire fonctionnelle“ der „Wachtendonckschen“ Psalmen des 10. Jh. (1961) geleugnet; und die Neutralisierung aller schwachtonigen Vokalphoneme behauptet; die Zeichen der Endungsvokale sind daher für ihn sämtlich Allographe von /ə/. Auf diese Weise kommt ein Deklinationssystem zustande, das noch erheblich einfacher aussieht als das des Mhd., zumal der Umlaut überhaupt nicht als klassebildender Faktor berücksichtigt wird. Es werden etwa *dag*, *ruggi*, *fritho* der gleichen Klasse zugezählt, weil der GSg durch das „Suffix“ /əs/ gebildet sei, was jedoch nicht stimmen kann, weil er nicht als **rugies*, *frithoes* (oder *frithies*), sondern als *rugis*, *frithis* überliefert ist. *craft*, *burg*, *diupi* rücken als Feminina in die II. Klasse, obwohl GSg *diupi*, *crefti* (~ *-e*), DSg *burgi* ~ *burg* (nicht aber **diupie*) in der Quelle stehen. Diese enthält DSg *ertha* (neben *erthon*), *saldo*, *saluti* (neben GSg *saldun*), *hulpe*, NPl *geva* (neben *gevon*), nur weil (wohl zufällig) nur GSg auf /n/ überliefert sind. Auch innerhalb der schwachen Deklination lassen die Endungs-Grapheme noch durchaus morphematische Distinktionen erkennen, so als Genus-Unterscheidung /o/ im NSgM ≠ /a/ im NSgNF, zur Kasus-Numerus-Bezeichnung /in/ im GSgMN ≠ /on ~ un/ im NPlM.

Die Altnd. Grammatik wird im Gegensatz dazu die phonematischen Werte der Endungsvokale bei der Klassifizierung nicht übergehen dürfen. Daß in die scheinbar unübersichtliche Variierung unschwer Ordnung zu bringen ist, hat schon 1950 W. Foerste, ohne betont phonologisch zu arbeiten, klar gezeigt; die Weiterentwicklung des Hel-Systems ist in vielen Fällen bereits zu erkennen und ermöglicht auch hier den Ansatz einer synchronischen Untersuchung. Auf die morphematische Wertung der Endungsphoneme hat die Arbeit von Fred Oppermann (1952)

noch zu wenig Rücksicht genommen. Für die Klassifizierung wird die Neutralisation des /i/-Infixes und des /i/-Themas weitgehend berücksichtigt werden können. Auch das spricht eindeutig für die Wahl eines Textes aus dem 9. Jh.

Selbstverständlich ist auch im Altnd., was Stopp und Moser betont haben, von der Phonematik der Endvokale „der morphologische Ausgleich zu trennen“. Der dort für das Ahd. erwähnte Ausgleich im Sg der starken Feminina gilt auch fürs Altnd. Darüber hinaus führt der Ausgleich zwischen den OblSg der schwachen MN, nachdem Foerste die /en/ von GDSg als C zugehörig erwiesen hat; auf mehrere Synkretismen der mit *e ~ a* variierenden Endungen hat er bereits hingewiesen, die auch in der Verbalflexion eine Rolle spielen. Der Ausgleich DASg des persönlichen Pronomens (*mi* ≠ *mik*) wäre zunächst synchronisch zu beschreiben, bietet dann aber ein diachronisch interessantes Problem. Schließlich ist der Ausgleich der 3 Personalformen PLPs von jeher ein speziell nd., allerdings noch nicht altnd. Problem gewesen.

Ein kurzer Blick muß zum Schluß der Neuordnung des Systems der ablautenden Verben gelten, nachdem F. von Coetsem 1956 neue Impulse gegeben hatte. Dieser stellte bekanntlich neben das Reduplikations- ein ursprüngliches Ablautsystem, für das u. a. im Deutschen entschieden wurde. Die ersten 5 Reihen basieren nach v. C. auf der Opposition /e/ ≠ /a/ der Wz-Vokale, die „ursprünglich reduplizierenden“ entsprechend AR 1–3 umgekehrt auf /a/ ≠ /e/, was für **hlaupan* ≠ **hleop* und altnd. *haldan* ≠ *held* in der Tat überraschende Parallelen findet, bei **hrōpan* und altnd. *geng* (nicht *ging*) allerdings auf Schwierigkeiten stößt. Der Angelpunkt des Systems ist die jeweils erste Reihe, da die Opposition **/ai/* ≠ **/ei/* nur glaubhaft wird, wenn sich „*e*₂“ auf **ei* zurückführen läßt, d. h. also, daß **ei* „gespalten“ wurde und in der Ps-Wz als /ī/, in der Pt-Wz als /ē/ auftrat. Auf die komplizierten Gedankengänge v. C. s. kann hier nicht eingegangen werden. Als Verfechter der „Kontraktions- these“ trat fast gleichzeitig H. Lüdtkke auf (1957), der jedoch nur in einer kurzen Schlußbemerkung v. C. s. Beweisführung zurückwies, ohne einen wirklichen Gegenbeweis zu liefern. Ich kann diese Kontroverse hier nicht entscheiden, möchte aber auf zwei Schwächen bei Lüdtkke doch kurz hinweisen:

1) die geographische Verteilung ist sehr brüchig, schon wenn er zwar das (altengl.?) Englisch zu den Randzonen, das Nordgerm. aber zum

Zentrum zählt, auch ist das chronologische Verhältnis zwischen der got. Überlieferung und der „angl.“ nicht berücksichtigt;

2) die Besetzung eines „germ.“ (ohne nähere Bestimmung) $/\bar{e}/_2$ ist nicht so gering, wie L. annimmt. z. B. zählt M. Gysseling (1961) nhd. *zier, hier, Friesen, schief, schier, Stiege, Strieme, Kien, Krieg*, ahd. *fiara* (nld. *fieren*), *wiara* (nd. *wier*), und das Nebeneinander *Weland/Wieland* auf.

Daß ein $/\bar{e}/$ im Altnd. vorhanden ist und in Opposition zu $/\bar{a}/$ ($< \bar{e}/_1$) sowohl wie zu $/ei/$ ($< /ai/$) und zu $/i/$ steht, kann jedenfalls nicht bezweifelt werden. Sichere nichtverbale Belege haben wir nur in *her ~ hier* \neq *hir* sowie *meda ~ mieda*, wozu die Lw *bref ~ brief* und *prestros* BS, *tieglan* Pe, *spiagal* PW kommen. Für die Pt von *hetan, latan, Bradan, dradan, radan* sind sie jedenfalls durch *e ~ ie* gesichert. Auch die Opposition $/\bar{e}/ \neq /e/$ vor Liquida oder Nasal + Konsonant scheint mir durch *fel, held, giweld, wel, feng, geng* gesichert, da die Allographie *ie* offensichtlich nur durch C eingeführt sind.

Auch ohne Entscheidung über die Reduplikation erscheint es daher – vor allem auch aus didaktischen Gründen – angebracht, das System v. C.s auf die Grammatik des Altnd. anzuwenden, trotz der erwähnten Schwierigkeiten (*hropan, geng*), zu denen noch die Unterbringung von Typus *latan* und von *standan* kommt. Auch die „VI.“ Klasse ist in Parallele zu 4 - 5 besser untergebracht und wird mit diesen durch die Verwendung der Dehnstufe (altnd. $/\bar{a}/$ - $/\bar{o}/$) als verwandt gekennzeichnet. Die dreistufigen Reihen bleiben andererseits klar von den zweistufigen getrennt, und wir ersparen uns die für eine synchronische Darstellung etwas peinliche Bezeichnung „ursprünglich reduplizierende Verben“. Die Grundtypen würden also etwa so verteilt werden können:

Reihe A: *bitan* – *kiosan* – *werdan/singan* – *beran/neman* – *wesan/sitian*;

Reihe B: *hetan* – *hlopan* – *haldan/gangan* – *faran/spanan* – *dragan/hefian*.

Literatur

- W. Fleischer, Strukturelle Untersuchungen zur Geschichte des Neuhochdeutschen (= Sb. der Sächs. Akademie 112), Berlin 1966.
- P. Valentin, Althochdeutsche Phonemsysteme, in *ZfMaf* 29, 1962, S. 341 ff.
- J. Fourquet, The two e's of MHG, in *Word* 8, 1952, S. 122 ff.
- H. Stopp u. H. Moser, Flexionsklassen der mhd. Substantive in synchronischer Sicht, in: *ZfdPh.* 86, 1967, S. 76 ff.
- W. G. Moulton, Zur Geschichte des deutschen Vokalsystems, in: *PBB* 83, 1961, S. 1 ff.
- H. Penzl, Ahd. /f/ und die Methoden der Lautbestimmung, in: *ZfMaf* 31, 1964, S. 289 ff.
- G. Cordes, Zur Frage der altsächsischen Mundarten, in: *ZfMaf* 24, 1956, S. 1 ff. Ein Neuwerker Kopialbuch aus dem Anfang des 15. Jahrhunderts. Hrsg. v. G. Cordes (= Beiträge zur Gesch. d. Stadt Goslar 25), Goslar 1968.
- H. K. J. Cowan, Esquisse d'une grammaire fonctionnelle du vieux-néerlandais (vieux bas-francique) (d'après le psautier carolingien de Wachtendonck), in: *Leuvense Bijdragen* 50, 1961, S. 2 ff.
- W. Foerste, Untersuchungen zur westfälischen Sprache des 9. Jahrh. (= Münsterische Forschungen 2), Münster 1950.
- Fr. Oppermann, The Old Saxon Vowel Phonemes under Medial and Weak Stress in the M Manuscript of the Heliand, Austin/Texas 1959.
- Fr. Oppermann, The Old Saxon Vowel Phonemes under Weak Stress, in: *JEGP* 61, 1962, S. 77 ff.
- F. van Coetsem, Das System der starken Verba und die Periodisierung im älteren Germanischen (= Mededel. d. Nederl. Ac. 19), 1956, Neudr. 1964.
- H. Lüdtke, Der Ursprung des germ. e² und die Reduplikationspräterita, in: *Phonetica* 1, 1957, S. 157 ff.
- M. Gysseling, Proeve van een oudnederlandse grammatica (eerste deel) (= *Studia Germanica Gandensia* III), 1961, S. 9 ff.